

Von der alternativen Kultur zum etablierten Kulturbetrieb?

Autor(en): Christoph Heim

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1991

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/9fa730d7-e207-46dd-a10b-3846d44fdc71>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Von der Kulturwerkstatt zum Gastspielbetrieb – 10 Jahre Kulturwerkstatt Kaserne

«Hesch öppis» *könnte* die Premiere einer Institution sein, schrieb der Kommentator in der «Basler Zeitung» drei Tage vor dem 11. November 1980. Die Aufführung des Drogenstücks durch das Basler Jugendtheater in der ehemaligen Kaserne in Kleinbasel war in der Tat eine Premiere für den Veranstaltungsort, nicht für das Stück, das vorher schon in der Theaterwerkstatt Kleine Bühne der Basler Theater gezeigt worden war. Und der Konjunktiv des Kommentators hatte durchaus seine Berechtigung. Denn die Stadt liess das Phänomen Kulturwerkstatt in der Kaserne zwar zu, mit Fanfaren begleitete sie aber weder die Eröffnung noch die weitere Arbeit der Kulturarbeiter in Kleinbasel.

Die Aufführung des Jugendtheaters war zum einen ein Zeichen der Kontinuität: Helmut Berger, Ingrid Hammer, Hansjörg Betschart und Christoph Stratenwerth sind an den Basler Theatern gross geworden. Sie haben dort mit Stücken wie «Do flipsch uss!», «Kasch mi gärrn ha!», «Goht's no!», «Bisch und blibsch e Dubel» dem Jugendtheater in dieser Stadt eine auch überregional sehr geschätzte Theaterarbeit geleistet. Und diese Leute waren es, die dann die Tore des ehemaligen Rossstalls der Kaserne für die Kultur öffneten. Das war ein Bruch mit den Basler Theatern, wo es den Theatermachern zu eng geworden war.

Christoph Stratenwerth erinnert sich, wie er sich bereits 1976 mit der Idee trug, in Basel einen neuen Theaterort zu schaffen. Vorbilder waren ihm die Community Centers in Grossbritannien, Kulturzentren in Kopenhagen oder Amsterdam. 1977 reichte er in Basel ein erstes Konzept für ein Theaterhaus ein. Die Kaserne, Planungsruine im Kleinbasel seit das Militär die Gebäude 1967 verlassen hatte, wirkte aber damals auf ihn eher abschreckend.

Dass über die künftige Nutzung des Militärbaus

noch nicht entschieden war, das wurde zur Chance für das Basler Kulturleben. Die Räume hatte die Stadt an verschiedenen Vereinen und Unternehmen vermietet. 1980 konnte die Interessengemeinschaft Kasernenareal (IKA) den einen Rossstall mieten. Die IKA war aus jener Gruppe von Architekten hervorgegangen, die 1973, beim ersten Ideenwettbewerb für die Nutzung des Kasernenareals, ihr Projekt «Ent-stohloh» vorstellten. Sie vermietete den Rossstall an die Leute vom Jugendtheater weiter. Im kulturell unterversorgten Kleinbasel sollte nach dem Willen der Gründer ein Kultur- und Quartierzentrum entstehen. In den Statuten lesen wir das utopische Programm: «– Getrenntes, Vereinzelt zusammenführen – Minderheiten ein öffentliches Forum bieten – Menschen anregen, nicht länger zu konsumieren, sondern zum Produzenten ihres Lebens und ihres Bewusstseins zu werden.»

Im neuen Zentrum, das sich als Alternative zu den bestehenden Institutionen verstand, sollten eigene Theaterproduktionen entstehen, Workshops für Jugendliche, Schüler und Ausländer angeboten werden, Lesungen und Diskussionen stattfinden können. Die Kulturwerkstatt wollte nicht eine Konkurrenz zur Kleinen Bühne der Basler Theater sein. Sie suchte die Nähe zu den Leuten, wollte sich im Quartier verankern, dem Publikum ein Forum bieten, wo es selbst aktiv werden konnte. Man sprach eine alternative Öffentlichkeit an. Die hochgesteckten Ziele standen nicht nur mit dem utopischen Denken jener Jahre in Verbindung, sondern waren auch Ausdruck eines Kompromisses zwischen den an Quartierarbeit interessierten Architekten und den Theaterleuten. An einem Ort sollten Betagte und Kinder und Ausländer und Jugendliche und kulturell und politisch Interessierte ihr Forum bekommen. Und das Erstaunliche war,



△
Nur zehn Jahre alt
und schon richtig
etabliert: Die
Kulturwerkstatt
Kaserne.

dass das gelang. Wenigstens am Anfang. «Hesch öppis», die «Mitenand»-Woche im Eröffnungsmonat oder das Theaterprojekt zum Generalstreik von 1919 waren Beispiele dafür. Die Auseinandersetzung mit den programmatischen Ambitionen wurde zum Hauptthema der ersten Jahre der Kulturwerkstatt. In der Kasernenzeitung von 1981 lesen wir: «Wie erfüllt man mit 130000 Franken im Jahr und zwei Veranstaltungsräumen den mehrfachen Anspruch, einerseits selber Kultur zu machen, und andererseits andere Gruppen zu Wort kommen zu lassen, einerseits dem starken Bedürfnis nach kulturellen Freiräumen in dieser Stadt zu genügen, und sich andererseits im Quartier zu vernetzen?»

Die anspruchsvollen Ziele überforderten die Mannschaft total. Täglich 20 Briefeschreiber: Rock-Bands, Freie Theatergruppen, Künstler

auf Ateliersuche, irgendwelche Veranstaltungsmacher wollten einen Termin in der Kaserne. Der Ansturm übertraf alle Erwartungen. Zudem hatte die Kulturwerkstatt einen Mehrfrontenkampf zu führen. Während sie den einen Rossstall bespielte, bauten die eigenen Leute im zweiten, der nun auch dazugemietet wurde. Während sie sich um die fehlenden Heizungen in den ehemaligen Ställen sorgten, mussten sie wegen jedem Toilettenschüssel beim Baudepartement als Bittsteller antreten. Statt Theater zu proben und zu spielen, mussten sie Scheinwerfer und Bühnenboden organisieren. Und schliesslich wollte das alternative Kulturzentrum im Bereich der Betriebsorganisation auch gleich alles neu erfinden.

Die meisten Gründungsmitglieder kündigten schon nach dem ersten Jahr. Es gab Streit im Leitungsteam. «Mit dieser Utopie sind wir ein-

mal angetreten: Die Kulturschaffenden verwalten sich ihren eigenen Ort, erarbeiten sich ihre eigenen Produktionsmittel und bestimmen ihre eigenen Produktionen. Diese Illusion ist uns nach einem Jahr gründlich verleidet.» Aber das war nicht das Ende der Kulturwerkstatt, sondern nur eine der vielen Krisen in den letzten zehn Jahren.

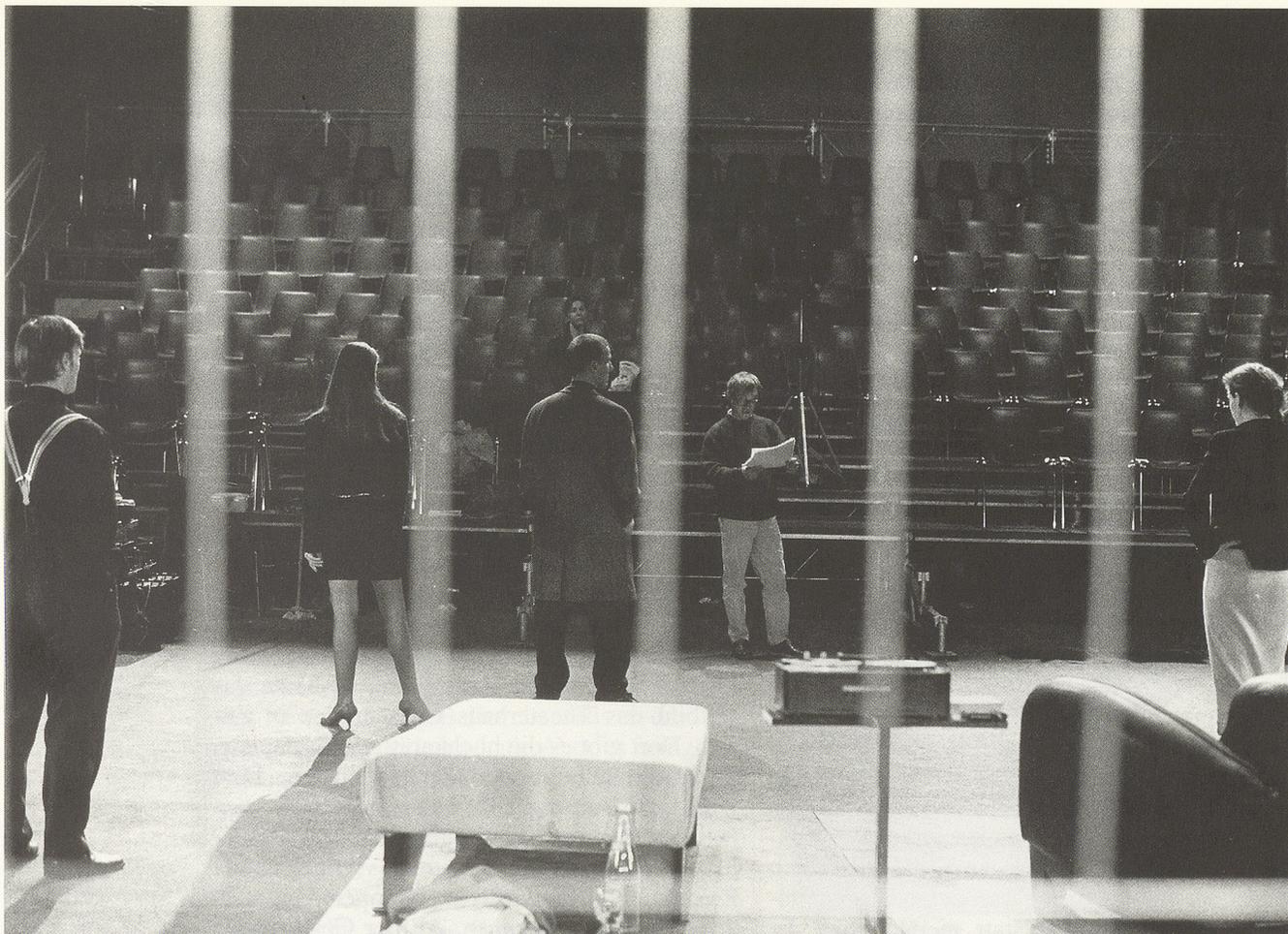
Der Staat machte es der Kulturwerkstatt nicht einfach. Zu vielen Parteien war das Geschehen hinter den Mauern der alten Kaserne suspekt. Zu viele Grossräte träumten von Hunderten von Parkplätzen unter dem Kasernenareal und wünschten sich eine moderne Überbauung – bis im April 1987 die Vorlage für ein Kasernenparking von den Stimmbürgern endgültig begraben wurde. Die Regierung hatte keine langfristige Perspektive für das Kasernenareal. In Sachen Kulturwerkstatt regierte Kleinlichkeit statt grosszügige Gesten. Von Jahr zu Jahr musste die Kulturwerkstatt neue Subventionen beantragen. Subventionstranchen, die der Regierung und dem Grossen Rat richtiggehend abgerungen werden mussten. 1980 wurden 130 000 Franken überwiesen, zehn Jahre später waren es dann immerhin 700 000 Franken.

Im Februar 1982 wartete die Kulturwerkstatt mit neuem Team und einem neuen Konzept, einer Redimensionierung der übertriebenen Ziele auf. Die Theatermacher waren verschwunden, die Mitglieder der neuen Crew ver-

standen sich als «Impresarios». Die Aktivitäten wurden gegliedert: Gastspiele, Raumangebot für kulturelle und politische Veranstaltungen, freie Termine für aktuelle gesellschaftspolitische Veranstaltungen. Die Quartierarbeit wurde unter den Teppich gekehrt. Aber bald lernte die Kulturwerkstatt ein neues Problem kennen. Sie verlor den Kontakt zur Basis. Denn den Benutzern wurde das Terminkorsett zu eng. Und der Kulturwerkstatt lief das Publikum davon. Das Leitungsteam entschied für das Publikum und programmierte statt Experimentellem vorwiegend «sichere» Aufführungen. Im «Standortpapier» aus dem Jahre 1985 rechtfertigte es seine Ideenlosigkeit: «Wenn ausserhalb der Kulturwerkstatt die Ideen fehlen, sieht die Lage bei uns nicht wesentlich anders aus. Unsere Arbeit kann im gegebenen Rahmen nicht die des Initiators sein, sondern die des Kulturvermittlers.» Die Saison 1986/87 begann für die Kulturwerkstatt mit 400 000 Franken Staatsgeldern und einer neu renovierten Reithalle. Nun verfügte sie über drei Säle. Die Kritik der Benutzer suchte das Team mit einer Erweiterung des Trägervereins aufzufangen. Waren früher nur festangestellte Mitarbeiter im Trägerverein, daneben gab es noch einen Förderverein für die Geldgeber, so wurden nun die Vereine vereinigt und jedermann konnte Mitglied werden. Der neue Verein sollte wie ein Herausgeber die Programm-Richtlinien erarbeiten, das Leitungs-



Hinter dem Parkplatz: Reithalle (links) und das Gebäude mit den beiden Rossställen.
◀



△ Probenarbeit der Ad-hoc-Truppe <Theater etc.> zum Stück <Preparadise sorry now> von Rainer Werner Fassbinder in der Reithalle der Kaserne (April 1991).

team sorgte für ihre Ausführung. Im Herbst 1987 kündigten schon wieder fünf der neun Programmacher. Im Vordergrund der Krise stand diesmal die Überbelastung des Teams. Man suchte Rat bei einem Betriebswirtschafter, der die Arbeitsbereiche in Geschäftsleitung, Sekretariat, Programm, Technik und Beizbetrieb aufteilte. Nun wurden klare Aufgabenprofile erstellt. Die einzelnen Mitarbeiter im Bereich Programm erhielten ihre eigenen Budgets. In der Kulturwerkstatt wurden endlich die organisatorischen Grundlagen für eine Professionalisierung geschaffen. Nach den Utopisten und Sozialarbeitern konnten bald die Intendanten ins Büro unter dem Dach der Kaserne einziehen. Was die Kulturwerkstatt nicht bieten konnte oder wollte, hatten viele Künstler auf dem Areal der ehemaligen Stadtgärtnerei gefunden. Einen Ort, wo sie mit grösster Freiheit

kulturelle Projekte lancieren konnten. Das war die langersehnte Alternative zur Alternative. Das nahm für kurze Zeit etwas vom Druck auf die Kulturwerkstatt weg. Aber nachdem das Areal der Stadtgärtnerei im Juni 1988 von der Polizei geräumt worden war, wurden die Attacken gegen die Programmpolitik der Kulturwerkstatt umso schärfer. Das Kasernenteam signalisierte Solidarität, wollte aber den Kulturbetrieb aufrechterhalten und liess darum zwei Wohncontainer für die Stadtgärtner auf dem Kasernenrasen aufstellen. Ein Provisorium, das dann fast ein Jahr hielt. Die Stadtgärtner brachten dem Leitungsteam die Problematik der Abgrenzung neu ins Bewusstsein. Nach dem Stadtgärtner-Intermezzo meinte ein Mitarbeiter: «Die Kaserne soll wieder vermehrt ein Treffpunkt werden. Aber wir können beim besten Willen nicht ein Treffpunkt für alle sein.»

Aber ein Treffpunkt wie zu Beginn ihrer Ära war die Kulturwerkstatt in der zweiten Hälfte der 80er Jahre nicht mehr. Sie schwiég, nachdem im November 1986 die Lagerhalle der Sandoz in Schweizerhalle ein Raub der Flammen wurde und das Löschwasser den Fischbestand des Rheins vernichtete. Die Diskussionen und kulturellen Veranstaltungen fanden im Foyer und auf der Kleinen Bühne der Basler Theater statt. Die Kulturwerkstatt widmete sich einem Gastspielprogramm, dem viele Kulturschaffende aus Basel, die in diesem Programm keinen Platz mehr fanden, Elitarismus und Avantgardismus vorwarfen. Auch fehlten die populären Feste, die thematischen Wochen, die Veranstaltungen mit Ausländervereinen. Das Leitungsteam arbeitete an der inneren Organisationsentwicklung und manövrierte sich dabei ins Off.

Aber, wie gesagt, man wollte wieder zum Treffpunkt werden. Die Vorwürfe aus der Szene der Freien Theater in Basel wurden ernst genommen. Viele Theater- und Tanzgruppen erhielten in den letzten zwei Jahren Gelegenheit, hier ihre Produktionen vorzustellen. Auch Feste und thematische Wochen finden wieder statt. Die Kulturwerkstatt scheint mit ihrer derzeitigen Programmpolitik einen *modus vivendi* gefunden zu haben, wenn auch die Kritik von unten nicht verstummt ist. Zum zehnjährigen Jubiläum der Kulturwerkstatt meinte etwa die Basler «Programmzeitung», dass die Projekte im Schlotterbeckgebäude beim Bahnhof die eigentlichen Erben der Ideen seien, mit denen die Kulturwerkstatt einmal angetreten war. Die vierte Etage der ehemaligen Garage sei eine Werkstatt für Kulturschaffende aus Basel,

während die Kulturwerkstatt zum Gastspielbetrieb heruntergekommen sei.

Ihre Werkstätten finden Basels Theatermacher, Musiker und Künstler in der Tat nicht in der Kaserne. Die Kulturwerkstatt war nur am Anfang eine «Werkstatt», in den zehn Jahren ihres Bestehens hat sie sich dann als Veranstaltungsort für Off-Theater und Experimentalmusik etabliert. Und sie deckt damit die Bedürfnisse einer wachsenden Publikumsschar: 36000 Eintrittskarten hat sie in der Saison 1989/90 verkauft, zehn Jahre zuvor waren es noch 28000. Ihre Leistungen werden inzwischen auch von der Stadt geschätzt. Die kontinuierlich steigenden Subventionen sind Indiz dafür.

Die Alternative zum hochsubventionierten Kulturbetrieb ist die Kaserne aber längst nicht mehr. Da sind die traditionellen Kulturinstitute inzwischen weitaus experimentierfreudiger, da ist das Programm der Kaserne viel zu wenig innovativ. War die Kulturwerkstatt jahrelang Vorbild für ähnliche Zentren, so ist heute das Vorbild das Theaterhaus Gessnerallee in Zürich. Dort gibt es die hochkarätigen Gastspiele, die kulturelle Impulse in die Stadt bringen. Dort wird den Theatergruppen der Stadt nicht einfach ein Raum zur Verfügung gestellt. Das qualifizierte Leitungsteam betreut vielmehr neue Produktionen, bietet Freien Gruppen dramaturgische Unterstützung an. An der Gessnerallee ist ein Modell entstanden, von dem die Kulturwerkstatt in Basel und das Basler Kulturleben viel profitieren könnte. Aber eben, für einen wirklich gut ausgebauten kulturellen Dienstleistungsbetrieb reichen 700000 Franken nicht.